

Lydia Mischkulnig Hollywood im Winter

Roman

HAYMON tb



HAYMONeBOOK

Start

Wenn der Reif lag im Winter, packte ihn das Feuer der Leidenschaft. Jung war er und spritzig genug, und jeder Kälte trotzte er. Wie verrückt hob Tauschitz auf, was Künstler fallen ließen, ihm vermachten oder widmeten. Wenn einer nichts für ihn übrig hatte, beraubte er ihn, kassierte er Leib und Seele ein. Tauschitz holte sich die Grabsteine der toten Künstler und pflasterte mit ihnen die Terrasse. Jeder Stein der Festung sollte mit Kunst durchtränkt sein. Er packte seine Siebensachen und warf sich in den alten Hochzeitsanzug, schmutzabweisend, teuer und edel. Der Hochzeitsanzug war längst aus der Mode, eng und beinig mit Knöcheltrompeten, schwarzer Samt war der Stoff, dunkel und undurchdringlich. Tauschitz zog das Jackett über, tauchte in die Nacht und verschmolz mit ihr. Nur sein Gesicht blitzte auf, verräterisch blasse Haut, er rieb sie mit der Mohrenschminke des Othello ein.

Tauschitz hatte den Abriß einer Kirche initiiert, der Gemeinde einen moderneren Bau versprochen, ein zeitgenössisches Gotteshaus im Zentrum des Dorfes. Auf dem Grund der alten Kirche wollte er sein Tauschitzwerk erweitern. Nicht nur Abspielgeräte wollte er in Zukunft produzieren, sondern direkt in die Kunst eingreifen und Musik auf Platten pressen. Er selbst bringt keine Note heraus. Er kann auch keine Stücke inszenieren, er läßt Regie führen und ist nur im Hintergrund mit Geld und Einfluß im Spiel. Tauschitz hat auf seine Weise die Fäden in

der Hand, die ein Netz für ihn wirken, mit dem er einkaufen gehen kann.

Damals wollte er mehr als einen Grund. Die Innereien eines berühmten Dirigenten vermoderten auf dem Friedhof der Kirche. Der Friedhof war bereits aufgelassen, und die Verlegung des Toten war beschlossen. Der Dirigent hatte testamentarisch befohlen, daß sein Leib ausgeweidet werden solle und die Gebeine verteilt auf der ganzen Welt. Nur die Innereien sollten eins werden mit der Heimaterde, sie düngen und fruchtbar machen. Es war für Tauschitz selbstverständlich, diesen Dünger zu holen und den Grabstein des Dirigenten in die Terrasse der Festung zu betten. Er atmete tief, das schwarze Gesicht war ernst und würdevoll, Tauschitz war sich bewußt, er vollziehe einen festlichen Akt.

Die Tauschitzfrau, Mutter Edith, piffte ihn zurück, burschikos und teilnahmsvoll, mit Anmut in ihrer Stimme rief sie ihm nach: Nimm doch die Kinder mit. Tauschitz lächelte erfreut, eine gute Idee ist immer willkommen. Die Tauschitzfrau hat Sinn für die spannenden Momente im großbürgerlichen Stil. Sie setzt ihre Auftritte sparsam ein. Aber im Abseits der Bühne spielt sie die Rolle der Mutter geistesmächtig und gestaltungskräftig mit. Sie weckte die halbwüchsigen Spatzen. Caesar und Antonia.

Ein Knabe hat die Abenteuerlust in den Knochen und ein Mädchen den Gehorsam. Antonia schlief zu fest. Tauschitz rüttelte sie wach, komm, du kannst etwas erleben. Antonia schreckte hoch, starrte in das schwarze Gesicht, schlug aus

und schrie. Tauschitz herrschte sie an, steh auf und zieh dich an. Der schwarze Mann beugte sich herab. Antonia spürte den Atem, heiß und erregt, ich nehm dich mit. Sie kratzte ihm über das Gesicht, zog Spuren in die Schminke. Tauschitz sprang zurück und drehte das Licht an. Antonia zog sich die Decke über den Kopf, lugte heraus und sah ihren Vater mit weißen Linien über den Wangen, Notenzeilen auf der Haut, und Tauschitz schimpfte im Akkord über das dumme Mädchen, bis Mutter Edith mit Othellos Schminke die Maskerade korrigierte, die Kratzer mit Farbe und beruhigenden Worten überspielte. Caesar erwachte. Das Licht stach wie Sand, und er rieb sich die Augen. Bis er sehen konnte, was los war, zog ihm Mutter Edith schon den Pyjama aus und die Winterkleider an. Tauschitz stand in der Tür, winkte ihm zu, es gibt ein Abenteuer für dich.

Warum? fragte Caesar.

Damit du ein Held wirst, flüsterte Tauschitz.

Wie der Vater so der Sohn, sagte Mutter Edith und schmierte Caesar Othello ums Mäulchen.

Caesar wischte mit dem Kopf hin und her: Ich will keinen Dreck.

Das ist kein Dreck, sagte Mutter Edith, das ist deine Tarnung.

Tauschitz wartete schon auf den Knaben, hielt die Scheibtruhe bereit. Na endlich, sagte er, als Caesar heraustrat im schwarzen Wetterfleck. Caesar wollte in der Scheibtruhe sitzen, aber der Vater bestand darauf, daß

Caesar hinterhertrotten solle, denn nur mit Anstrengung lernst du fürs Leben.

Beeil dich und sei leise, flüsterte er im Trab auf dem Pfad. Er lief eine halbe Nacht lang über die Hügel. Caesar folgte ihm, konnte sein Tempo kaum mithalten. Tauschitz verkürzte den Schritt und wartete immer wieder, bis ihn der kleine Schatten eingeholt hatte.

In der Nähe der Kirche schnaufte Tauschitz auf, schaute sich um und holte mit dem Arm aus: Komm her, mein Sohn, die Luft ist rein. Die Luft war rein und schwarz. Die Grabsteine lehnten an der ostgewandten Kirchenmauer, fertig für den Transport. Tauschitz spuckte sich in die Hände, zwinkerte Caesar zu: An die Arbeit, mein Sohn. Mit einem Satz war er bei den Grabsteinen, blätterte in den verwitterten Platten wie in einem Buch und suchte die Seite, die sein Interesse erweckte. *Es ruhe, wer Gott gefunden hat.* Tauschitz fühlte sich aufgerufen und riß den Grabstein heraus. Caesar war der Stein zu kalt, er wollte ihn nicht schleppen. Tauschitz belehrte ihn, daß der Stein nicht kalt sei, sondern das Feuer der Ewigkeit in sich habe.

Dann will ich mir nicht die Finger verbrennen.

Du wirst mir helfen, oder ich grab dich ein.

Tauschitz ächzte und hievte den Grabstein hoch, ließ ihn in die Scheibtruhe gleiten. Darauf wollte er noch ein paar Schätze aus der Kirche holen. Er bekreuzigte sich, pickte das faule Weihwasser mit den zusammengelegten Fingern auf und tropfte es auf Stirn und Brust. Am Beichtstuhl saß

der Heilige Geist, eine fette, aufgeplusterte Taube. Caesars Augen leuchteten auf.

Die Taube muß voll Sünde sein, kicherte Tauschitz und strich dem Sohn über das Haar. Caesar bettelte um das Tier, und Tauschitz kletterte hinauf, holte ihm den Heiligen Geist herunter. Sein Holz war morsch und aufgedunsen und gab schon beim ersten Druck nach.

Caesar streichelte das schwammige Gefieder, das er zu Hause mit dem Schnitzwerk aus dem Werkzeugkasten für kleine Künstler restaurieren wollte.

Plötzlich schaute er auf und fragte Tauschitz: Darf man stehlen?

Du sollst nehmen, was deines Besitzes würdig ist, antwortete dieser, und weiter sagte er: Alles kann ich kaufen, und deshalb muß ich stehlen.

Caesar gab den Heiligen Geist nicht mehr aus der Hand und zog sich in den Beichtstuhl zurück.

Tauschitz schritt zum Altar, verzichtete auf den Schrein, nahm ihn nicht mit, knackte ihn nur auf und suchte die Kelche für Hostien und Wein. Nichts mehr da. Er schaute sich um, packte die herumstehenden schweren Kandelaber, die er zu Hause kunstvoll in den Weg stellen würde, für Besucher der Festung. Die goldigen Putten auf den Ständern rufen noch heute Bewunderung und Entzücken hervor. Tauschitz nahm nur, was anbetungswürdig war.

Er wußte, in welcher Reihenfolge er vorzugehen hatte, und nützte den Platz in der Scheibtruhe optimal aus. Ein abgegriffener Stock mit einem Opferbeutel stand angelehnt

neben der Sakristei, eine Armlänge entfernt von den Stielaugen und Stiefingern des Tauschitz. Der rote Samt wölbte sich, und über der Wölbung die Stickerei aus Gold. Tauschitz montierte den Opferbeutel ab, kitzelte ihn aus seiner Führung heraus und griff hinein. Kein Groschen, aber schwarzer Samt inwärts, so daß der Beutel gefüllt aussah. Mit einer goldenen Kordel könnte er zugezogen und als Pompadour für die Oper verwendet werden. Der Stock reichte allemal als Besenstiel. Beides landete in der Scheibtruhe.

Caesar saß noch immer im Beichtstuhl. Er strich in den Sünderschwaden herum, spielte mit der Taube fliegen.

Es klingelte beim Altar, als die Trompetenknöchel vorüberschlichen. Das Glockenspiel der Ministranten lag zu Tauschitz' Füßen, er löschte das Tönchen und packte das Gebimmel kurzerhand in den Opferbeutel ein. Der Samt schluckt Licht und Geräusche.

Caesar legte die Taube auf den Schoß. Es erregte ihn, Diebesgut zu besitzen. Verwirrt stieß er die Taube zu Boden, und sie schlug mit lautem Knall auf.

Hast du etwas gefunden? rief Tauschitz leise.

Schnell hob Caesar die Taube auf und sagte: Nur, was mir gehört.

Suche und finde, rief Tauschitz, so schulst du deinen Instinkt.

Der rote Vorhang zur Sakristei gefiel ihm, glockig und aus schwerem teuren Brokat, vom Mondschein abgeschossen,

das paßte auf den Tisch. Eine goldene Kordel schnürte den Vorhang an die Wand. Tauschitz rief Caesar zu sich.

Beim Stehlen lerne kombinieren, sagte er und zeigte die Kordel her. Wofür ist die wohl geschaffen?

Sie wird der Riemen für den Opferbeutel sein, sagte Caesar.

Sehr gut, sagte Tauschitz, riß die Kordel aus der Halterung und fuchtelte mit der anderen Hand und fragte streng, und wofür wäre der Vorhang geeignet?

Caesar wußte es nicht, bis ihm Tauschitz auf die Sprünge half und Silbe für Silbe betonte: Der Vorhang eignet sich als Tischdecke, die mit dem Wein in den Gläsern korrespondieren wird, den ich gerne tizianrot trinke.

Caesar nickte, und gleichzeitig ratterten die Vorhangringe von der Stange.

Es wurde langsam hell am Horizont.

Bald kräht der Hahn, und dann kommt der Richter, sagte Tauschitz. Also packte er die Scheibtruhe, setzte Caesar auf die Schätze, trompetete über die Hügel, und Caesar hielt seine Taube. Alles war still, bis auf die erwachenden Krähen.

Bist du nicht müde?

Raubzüge ermüden nicht, rief Tauschitz wie beim Appell.

Caesar sah seine Augen, sie funkelten im Morgenlicht. Tauschitz war berauscht und erhitzt, er hatte eine kindliche Note und sah aus wie ein alter Wicht.

Du bist ein Dieb, sagte Caesar.

Ach was, für die Kunst muß man Gesetze übertreten.

Tauschitz rannte und schwitzte, mit jedem Schritt wurde es heller und sein Gesicht härter. Er hielt plötzlich an. Was schaust du? fragte er scharf.

Nichts, sagte Caesar.

Mutter Edith beherrschte das Spiel um Tauschitz' Beutezüge. Schnell, schnell, hielt sie Mörtel und Kelle bereit. Sie schrubbte den Grabstein sauber, kehrte die Erde zusammen, und während Tauschitz den Dirigenten im Morgengrauen einbetonierte, warf sie die Erde über die Zinnen, hinunter in den Garten, um den Efeu am Fuße der Festung zu düngen. Ihr weißes Kleid schimmerte geheimnisvoll, als sie dunkel sagte: Erde zu Erde.

Das war ein Abenteuer, was? fragte sie später, als sie Caesar zu Bett brachte.

Mit Vater kann man Pferde stehlen, antwortete Caesar beflissen und schaute der nornenhaften Mutter nach.

Im Kinderzimmer erwachte Antonia. Caesar hielt ihr die Taube vors Gesicht. Antonia schlug sich die Decke über den Kopf. Er setzte ihr die Taube aufs Bett. Antonia bäumte sich auf, schleuderte seine Beute auf den Boden. Der Schnabel brach ab.

Das wirst du bereuen, heulte Caesar.

Antonia zischte unter der Decke heraus, paß auf, daß du nicht selbst drankommst.

Caesar setzte die Taube zusammen, bettete sie liebevoll in sein Kissen. Du bist neidisch, sagte er.

Ich bin kein Dieb, sagte Antonia stolz.

Ich auch nicht.

Was dann?

Ich bin würdig.

Antonia setzte sich auf, schaute zu ihm herüber und zeigte ihm einen Vogel, piepste dazu und zeigte auf sein Gesicht: Du bist dreckig, mein Kleiner, sonst nichts.

Caesar hatte sich noch nicht abgeschminkt.

Tauschitz klebte den Schnabel an, preßte ihn an den Taubenkopf, hielt dabei die Luft an, wurde rot und zählte im Geist mit, denn der Druck in den ersten zehn Sekunden ist entscheidend für die Haftbarkeit. Langsam ließ er die Luft aus dem Mund, verlor die Röte im Gesicht, die Augen traten wieder zurück, und die Lippen entspannten sich. Tauschitz versuchte die Finger vom Schnabel zu lösen, aber die Kuppen klebten fest. Er mußte sie mit Kraft auseinanderpreizen. Doch es nutzte nichts, die Taube blieb an seinen Fingern haften, als hätte sie ihren Schnabel tief in sein Fleisch gebohrt, um ihre Beute nicht mehr loszulassen. Tauschitz schlug die Taube auf den Tisch, sie blieb mit ihm verbunden, bis er die andere Hand zu Hilfe nahm, die Zähne aufeinanderbiß und ihren Körper wegriß und einen Schrei unterdrückte, als der Schnabel die Haut von den Kuppen fetzte. Tauschitz blutete. Caesar jubelte. Antonia grauste vor dem Schnabel, der Haut und dem Blut. Um die Klebestelle war der Leim ausgetreten, der Heilige Geist des Bruders schäumte und trennte, als hätte sich sein Appetit auf Tauschitz gesteigert, während der Leim getrocknet war. Caesar holte eine Schere und schnitt die Hautfetzen ab, schabte den Schaum vom Schnabel und

präsentierte eine saubere Taube. Er hielt sie gegen das Fenster, zeigte ihr die Lüfte, der Schnabel ragte steil hinauf zum Turm, zu den Zinnen, wo die echten Tauben nisteten und gurrten. Caesar bettelte darum, die Taube ins Fenstergitter einbauen zu lassen, und Tauschitz versprach ihm, den Wunsch zu erfüllen, sobald der Heilige Geist naturgetreu nachgebildet war. Caesar schmirgelte die Taube glatt, wollte ihr Gefieder neu einritzen. Er sah die echten Federn vom Turm herabtanzen und kam auf eine bessere Idee.

Es war verboten, den Turm zu besteigen. Nur Künstler durften das Zimmer unter den Nistplätzen bewohnen. Caesar kletterte trotzdem hinauf, denn auf dem Dach ließen sich Federn zuhauf finden.

Er stieg schnell und vorsichtig auftretend hoch. Die Metalleiter klang hohl unter seinen Füßen. Bei den Fenstern des Turmzimmers hielt er inne. Es war nicht bewohnt.

Nur zu Festspielzeiten haust ein ausgesuchter Künstler darin. Tauschitz erwählt sich jährlich einen berühmten Gast aus den Bittbriefen der Künstler, die ihn um das besondere Quartier im Turm ersuchen.

Caesars Gesicht spiegelte sich in der Scheibe. Er legte die Hände an, schaute durch sich hindurch und sah ins Leere. Das Zimmer erinnerte ihn an ein kleines Gefängnis. Er verstand nicht, was Künstler dazu trieb, unbedingt hier wohnen zu wollen. Aber er verstand Tauschitz' Worte, daß hier der Geist ausbrechen müsse, so karg, nüchtern und

einsam wirkte das Zimmer, daß jeder mit Phantasie genötigt wäre, sich ein Prachtzimmer, ein Paradies auszumalen. Caesar kletterte weiter, er mußte noch höher hinauf.

Die Zinnen sind gedeckt, die Bedeckung heißt Mönch und Nonne, der Mönch ist konvex, die Nonne konkav, sie passen auf- und ineinander, sie liegen nebeneinander, halten den Regen ab, daß er nicht eindringt ins alte Gemäuer. Teuflich wäre die Feuchte, die Turm und Festung erweichen könnte. Ohne Mönch und Nonne ist das heilige Dach, unter dem die berühmten Gäste eingehen, dem Verfall preisgegeben.

Die Tauben saßen in den Zinnen, klappten die Augendeckel auf und zu. Sie brüteten und gurrten. Caesar sammelte die Federn und prüfte jede einzelne. Um ein dichtes Gefieder zusammenzustellen, brauchte er mehr davon. Er streckte die Hand nach den Tauben aus. Sie ließen sich nicht berühren, flogen auf und davon. Er entdeckte die kleinen bläulichen Eier, blasse Augen in den Mauerritzen. Caesar versuchte, nicht in die Tiefe zu schauen, hatte Angst zu fallen, aber gleichzeitig wuchs die Lust, diese Angst zu bezwingen und zu den Eiern zu balancieren.

Er stellte sich auf die Zinnen und sprang von Mönch zu Mönch. Er breitete die Arme in den Himmel. Die Sonne blendete ihn. Das Theater hat einen doppelten Boden, Caesar auch, er konnte zwischen den Tiefen wählen. Von den Zinnen auf das Dach waren es nur ein paar Zentimeter,

auf der anderen Seite ging es in den Abgrund hinunter. Er stand aufrecht und hielt das Gleichgewicht.

Tauschitz kam den Pfad entlang und schaute mit Zufriedenheit auf die Festung. Dann sah er mit Schrecken, daß Caesar flügge wurde. Er hüpfte von Mönch zu Mönch und berührte keine Nonne. Er ruderte in der Luft, und Tauschitz sah zu, wie er mit der Gefahr auf den Ziegelgeistlichen fertig wurde. In seiner Angst piff Caesar ein Mahlerlied, und als die Angst stärker wurde, Rachmaninow. Tauschitz schlich sich hinter die Hecke.

Der Vater im Busch wollte dem Sohn die Lage unmißverständlich bewußt werden lassen, klatschte in die Hände, um ihn aus dem Takt zu bringen, und schrie dazu: Geh sofort runter, oder ich schlag dich tot.

Der Sohn blieb fest auf dem Mönchsziegel. Schau, wie ich fliegen kann, rief er, die Aussicht bewegt sich hier oben.

Dieser Satz gefiel Tauschitz, er hatte Exotik, Tiefe und Einsicht. Tauschitz hielt inne und lauschte, stellte sich unter den Turm und machte die Arme auf für den Fall.

Wie sieht das genau aus, rief er hinauf.

Wie ein Meer, nur die Wellen sind zu schwach.

Du mußt stärker hin- und herwippen, mein Sohn!

Caesar schaukelte wild auf dem wackeligen Mönch.

Jetzt sind die Wellen stärker, die Häuser schäumen schon, und die Leute gehen unter, rief Caesar und taumelte.

Was machen die Wiesen, rief ihn Tauschitz zur Sache.

Sie gehen über und sind im Wellental gierig und atmen gleich stürmisch.

Und der Wind?

Er tobt hier oben, und ich ertrinke.

Das ist nicht möglich, schrie Tauschitz.

Alles ist möglich ... rief Caesar und rutschte aus.

Das ist eine Erkenntnis! Du bist ein Genie, mein Sohn!

Ich falle! rief Caesar, fiel und schrie und hielt sich gerade noch an einer Nonne fest.

Das ist Dramaturgie, mein Sohn, rief Tauschitz entzückt und lief ins Haus.

Die Todesangst ist die Feder des künstlerischen Schaffens. Caesar sei mehr davon gegönnt. Tauschitz ließ ihn hängen und die Feder auf den Sohnesrücken schreiben.

Er ließ sich Zeit mit der Rettung, stolperte absichtlich und griff sich absichtlich ans Herz, atmete tief durch, um eine Sekunde länger auf der Treppe zu bleiben, schnaufte absichtlich schwer, um seine Hilfe schrittweise zu erteilen. Tauschitz erblaßte, und kalter Schweiß trat in sein Gesicht, als Caesar nach ihm tauchte und um Hilfe jaulte.

Ist dir klar, was ich jetzt tun werde, herrschte er Caesar an.

Caesar rief: Rette mich!

Wie heißt das? fragte Tauschitz.

Bitte! schrie Caesar.

Sperr dir jetzt die Ohren auf, sagte Tauschitz. Es haben verdammt wenige das Glück, dem Tod den Rücken zu kehren, das Erlebnis gehört auf die Bühne. Schreib das auf, mein Sohn!

Caesar mußte hundertmal *ich darf nicht fallen* schreiben. Edith schmiegte sich an ihn und sagte: Ich vertraue auf dich. Caesar spürte ihr Haar. Die Spitzen stupften die Wange. Er hörte die Forderung wie kleine Stiche in ihrer Stimme: Eine Enttäuschung wünscht Mutter Edith nicht. Nichts anderes besagte die Strafaufgabe.

Antonia erzählte nichts von ihrem Alptraum, in dem ein Vogel auf die Fensterscheibe einhackte, bis das Glas zersprang. Schweißnaß wachte sie immer wieder auf, hörte das Rauschen der Flügel, aber nur der Vorhang bauschte sich im Wind. Caesars Taube steckte mit gespreizten Flügeln im Gitter. Der Schnabel glänzte, der fette Leib war halbnackt, die Federn auf Brust und Bauch fehlten noch. Die Gitterstäbe durchbohrten und pfähelten den Leib. Die Krallen waren eng angelegt, lackiert, knorpelig, scharf zugefeilt. Antonia ekelte sich vor dem Tier. Es genügte ihr nicht, das Fenster zu schließen und den Vorhang zuzuziehen. Die Silhouette des Vogels starrte sie an, bereit hereinzufiegen, durch die Scheibe zu stoßen. Antonia steckte ihre Puppe in ein flattriges Gewand und setzte sie als Vogelscheuche aufs Fensterbrett. Dann schlief sie beruhigt ein.

Tauschitz' Turm war umso begehrter, je berühmter seine Bewohner wurden. Jährlich stellte sich in Künstlerkreisen dieselbe Frage: Wem wird heuer die Ehre zuteil, die Festspielzeit in der Festung zu verbringen, in ihrer Krone, in ihrem Haupt, in ihrem Turm? Tauschitz entscheidet sich

immer erst im letzten Augenblick für jemand bestimmten. Er genießt diesen Nervenkitzel, von allen gefragt zu sein. Sein Lebenswerk gipfelt nicht in Reichtum. Tauschitz hat mehr, er hat ein Geheimnis. Was bedeutet der Turm? Tauschitz antwortet nie, er läßt rätseln. Solange Künstler danach streben, bei Tauschitz zu wohnen, trägt sich das Geheimnis von allein.

Er beugt sich aus der Festung über die Stadt. Die Festspiele sind wieder in Vorbereitung. Er winkt den Leuten zu, die dafür arbeiten, daß die Stadt sauber und adrett ist, eine Kulisse, die auch hinter den Fassaden eine Fassade hat. Es gibt keinen Hinterhof, der nicht aufgeräumt ist. Jeder ist aufgerufen, seinen Mist fortzukehren, bevor das Leben auf dem Theater in Szene gesetzt wird. Tauschitz liebt dieses Treiben in der Stadt wie das Treiben auf der Bühne. Er leistet sich sein Vergnügen.

Die Crème de la crème der Dirigenten, Spieler und Sänger wird aufmarschieren und ihm den Bauch einbalsamieren, bis er glänzt vor fetten Schmeicheleien. Wer von Tauschitz zum Sondergast erkoren wird, der hat mehr als Weltgeltung erreicht, der ist in den Himmel der Unsterblichkeit aufgefahren, zu Lebzeiten, wenn Tauschitz das Tor zum Turm aufmacht. Es ist immer das gleiche Spiel, zuerst stehen berühmte Moralisten auf der Bühne, und dann steigen sie für den Turm in den Dreck und rollen ihren Karren Schleim heran, den Verrat an ihrer Größe, damit Tauschitz sehen kann, was ihnen seine Gunst wert ist.

Heuer will Tauschitz einen Mann, der für Kraft und Mut und Stolz bekannt ist, der dafür einsteht, der schon einmal auf der Festung war, als der Turm noch keine Bedeutung hatte, der schon damals das Stück über Schuld und Unschuld inszenierte: BERG mit ÖDIPUS REX.

Berg schweigt am Telefon.

Tauschitz schmunzelt.

Ist das Ihr Ernst? fragt Berg.

Ganz bestimmt.

Sie laden doch keinen Künstler zweimal ein.

Damals war der Turm noch nicht jedermann geläufig.

Sie führen doch etwas im Schilde.

Ich möchte einen Mann, der mir nicht zu Kreuze kriecht.
Ich finde, Sie passen in den Turm.

Sie müßten mich sehr darum bitten!

Tauschitz hat Geduld, er wartet, bis Berg angerutscht kommt. Er ist gewillt, den Boden für ihn zu glätten.

Ich bitte Sie herzlichst, mein Gast zu sein.

Am Telefon wieder Stille. Na gut, sagt Berg, wenn Sie mich so bitten.

Tauschitz nickt zufrieden und legt auf. Dann wählt er die Nummer des besten Hotels in der Stadt.

Mit der vollen Breitseite einer stolzen Brust geht er durch die Festung. Die kleinen Fenster lassen nur einen Streifen Tag herein. Aber Tauschitz' Schätze sind richtig ins Licht gesetzt. Der Wert der Ritterrüstung ist unübersehbar, weil sie zart und sparsam aufblitzt. Selbst die Türklinken schimmern dezent und funkeln diskret mit ihren Reflexen.

Eine freigelegte Mechanik von Hebeln und Rädern aus Messing wirft das Licht hin und her und öffnet die schweren Türleiber auf sanften Druck. Die Klinken sind so alt wie die Festung selbst. Absolut original. Tauschitz paßt auf, befleckt sich nicht, wenn die Schmiere trieft, sobald die Zahnräder der Mechanik laufen, der Bolzen aus dem Zargenloch gleitet und die Tür aufspringt.

In Caesars Zimmer baumeln Marionetten aus der Kinderzeit von der Decke. Tauschitz nimmt sie herunter, schüttelt sie durch, zupft sie zurecht und richtet ihre Hände zum Applaus, dann hängt er sie wieder auf. Die Marionetten pendeln sich ein und schauen ihm entgegen, langsam sinken die Arme. Tauschitz packt sie fester an, dreht ihre Stricke ein, verknotet sie, verkürzt den Spielraum und zwingt die Hände zum Applaus. Dann tritt er zurück, verbeugt sich vor den Marionetten, hanging ovations, und pfeift zufrieden durch die Zähne.

Tauschitz hat dem Sohn früh gezeigt, daß die Puppen tanzen, wenn er ihr Kreuz richtig hält und lenkt.

Eines Tages wirst du berühmt sein, sagte er zu Caesar.

Eines Tages, das kann plötzlich sein, sagte das Kind mit verstellter Stimme und lenkte die Puppen in den Kniefall.

Tauschitz wurde feierlich und sagte mahnend, daß es an der Zeit wäre, das Spielzeug in Ernst zu verpacken.

Caesar straffte die Fäden und salutierte, sah den Vater mit großen Augen an, um seine Gestalt voll und ganz zu erfassen. Tauschitz spendete ihm das segensreiche Lächeln eines Gottvaters und drückte ihm den Werkzeugkasten für

kunstbegabte Kinder in die Hand. *Vom Meißel bis zur Feder* stand auf dem Deckel. Im Karton waren ausdrucksfördernde Instrumente sortiert. Neben Schnitzwerkzeug, Meißel, Pinsel, Knetmasse und Schminke lag ein Theaterstück in Bildersprache für den kleinen Gaukler, daneben ein Spielzeugmegaphon, eine Filmklappe, dann Noten mit Kinderliedern, eine Stimmgabel und ein Dirigentenstab. Zuletzt war Schreibzeug eingereiht, darunter befand sich auch ein Tintentod.

Caesar sollte seine Talente erproben. Er griff zuerst nach der Schminke. Er tauchte seine Finger in weiß und schwarz, mischte die Farben auf dem Fensterglas und bemalte seine Taube.

Antonia lachte ihn aus, na, du kleiner Schmierfink, fliegt dein faules Stück noch immer nicht. Antonias Puppe saß auf dem Fensterbrett. Caesar schlich sich hinunter, spannte einen Stein in die Schleuder, schoß die Vogelscheuche ab und lief davon.

Wo ist die Puppe, schrie Antonia.

Er lockte sie hinter die Hecke. Dort verbarg er sein Lager, die Taubeneier und Skelette der Vögel, die tot vom Turm gestürzt waren. Damit kannst du mich nicht schrecken, rief Antonia und holte weit aus, wischte die Skelette aus den Zweigen, zerstörte mit einem Strich Caesars Ordnung. Caesar packte die Wut. Er warf sich auf Antonia, würgte sie, daß sie röchelte. Wo ein Caesar lebt, da muß ein Brutus sterben. Sie riß ihn von ihren Schultern herunter, drückte ihn auf den Boden und zermalmte mit seinem Rücken die

Skelette und zerbrochenen Schalen, über die der Schleim der Eier kroch. Sie wälzte Caesar, vermischte ihn mit dem Taubendreck, bis selbst ihre Hand schmutzig war.

Es prickelte in der Haut, sie schlug die Hand auf Caesar aus, als wollte sie den Ekel vor den Tauben herausdreschen, ließ plötzlich ab und hüpfte aufgeregt und aufgescheucht davon.

Caesar entdeckte die Füllfeder für sich. Der Werkzeugkasten für den kleinen Künstler war schon fast leer, nur der Tintentod und die Feder lagen noch unbenützt darin.

Tauschitz schaute ihm über die Schulter. Caesar brachte kein Wort zu Papier. Erst als ihn Tauschitz allein ließ, kritzelte er. Zeichnete den Turm und die nistenden Tauben. Er zerknüllte das Papier, warf es weg und suchte nach neuem Ausdruck. Er zeichnete Tauschitz' Gesicht, mit weit aufgerissenen Augen und einem Mund, der nicht gelingen wollte. Die Angst eines Vaters um seinen Sohn wollte Caesar darstellen. Aus den Linien war nur Staunen, freudige Überraschung, der Ansatz eines Lächelns zu lesen, nichts von Angst und Zorn. Je weiter Caesar die gezeichneten Mundwinkel hinunterzog, desto enttäuschter und empörter sah das Gesicht aus, hatte keine Freude mit dem Sohn in Absturzgefahr. Caesar löschte den Vater mit dem Tintentod und schrieb sein Erlebnis in Worten nieder. Ich darf nicht fallen, kam immer wieder. Mit jeder Zeile wurde er wütender, fetzte die Worte hin, und die Feder kratzte über das Papier, nichts anderes fiel ihm ein, als das

väterliche Gesicht zu beschreiben, das ihn lüstern anstarrte, als warte es nur auf den Augenblick, in dem sich Caesars Finger von der Nonne lösten. Caesar zerriß die Seite, warf die Fetzen in den Papierkorb. Abends war er leer.

Tauschitz zitierte Caesar zu sich. Zeigte ihm die zusammengepuzzelte Schrift. Ist das von dir? fragte er. Caesar zögerte, der Vater musterte ihn streng, Caesar nickte. Tauschitz' Gesicht hellte sich auf. Er las die Zeilen laut vor, ließ das Blatt sinken, schwieg einen Augenblick und gratulierte Caesar, daß er aus seinem Ausflug in die Zinnen eine Geschichte mit Abgründen geschaffen hatte. Mutter Edith saß stolz daneben und klatschte für Caesar.

Die Charaktere eignen sich für ein Theaterstück, sagte sie. Sie beschloß auf der Stelle, daß Caesars Talent gefördert werden müsse. Sie stiftete den Edithpreis für junge Dramatiker, damit Caesar einen Ansporn hätte weiterzuschreiben, wenn er die jungen Preisträger sähe und, wie Edith hoffte, beneidete.

Antonia wollte den Ursprung ihrer Taubenphobie entdecken. Sie war überzeugt, ihre Angst auflösen zu können, wenn sie ihre Wahrnehmung schärfe, sich als Medium hingabe und wie ein Sieb in die Selbsterfahrung eintauche, daß der Kern ihres Problems als Klumpen klar und deutlich zu sehen wäre. Hinter jeder Phobie stehe eine Erfahrung, ein Erlebnis, das herausgefiltert werden könne. Um ein bestimmtes aufzuspüren, sei es nötig, den Intellekt auszuschalten, damit das Unterbewußtsein zur Sprache

kommen könne, und dabei helfe das Training der Lotusschule. Der Meister persönlich empfing Antonia. Eigentlich war er Friseur, er verwendete nur Lotusblütenpräparate für die Kopfwäsche, nannte seinen Laden Lotus und unterrichtete abends seine Kunden in Selbsterfahrungskursen. Seine Augen standen weit auseinander, er bewegte sie nicht. Er drehte immer das ganze Gesicht in die Richtung, in die er schauen wollte. Er sagte, er setze alle Sinne ein, er konfrontiere sich mit der Umwelt in Frontal- und Zentralperspektive. Er roch, schmeckte und hörte, was er gleichzeitig sah. Er nahm allumfassend wahr, mit dem Gesicht als dem Hauptsitz der Sinne. Antonia beobachtete ihn im Spiegel. Er balsamierte ihr Haar Strähne für Strähne ein, legte es in Schlingen an den Kopf, wickelte ein Handtuch herum und ließ Antonia vor dem Spiegel sitzen. Das Haarwasser wirkte ein, der Duft der Lotusblüten strömte um Antonias Nase. Der Meister massierte mit seinen langen Fingern die Kopfhaut. Antonia gab dem Druck seiner Fingerkuppen nach, legte den Kopf hinein. Angenehm? fragte er.

Antonia hörte den eigenartig vibrierenden Ton in seiner Stimme und fragte, wann seine Kurse beginnen.

Sie sollte sich mit anderen Kursteilnehmern unter die Decke legen und warten, bis es ihr unter der Decke zu eng sei. Dann erst sollte sie sich regen und sich wie ein Wurm herauswinden. Dazu sollte sie wimmern, das Lieblingsspielzeug unter der Decke hervorholen und festhalten und Mama schreien. Antonia bemühte sich, nicht

mitzudenken, nur die Anweisungen zu befolgen. Sie lag unter der Decke und schwitzte, bekam kaum Luft, blieb unter der Decke und wartete, bis sie die Enge spürte und die Stickigkeit ihr Bedürfnis aufzutauchen verstärkte, bis der Intellekt nicht mehr zu bremsen war und sie die Hände bewußt einsetzte, um die Decke wegzureißen und befreiend zu schreien. Aber Antonia schrie nicht Mama. Sie gurrte, und selbst der Meister war verblüfft darüber.

Antonia hielt den Mund, gab keinen Ton mehr von sich und legte sich auf die Decke und suchte nach etwas zum Nuckeln. Der Deckenzipfel war ihr zu pelzig, und so krabbelte sie bis zum Spielzeug und saugte an der Puppe, hockte sich hin und spielte nicht, sondern brütete. Der Meister unterbrach die Übung und verlangte, daß Antonia mitmache, *sein* Spiel befolge und nicht die Selbsterfahrung zerstöre.

Die folgende Übung hieß, wir begreifen uns aneinander, und es war ein Durcheinander. Bei der ersten Berührung sprang Antonia zur Seite und flüchtete an den Rand der Gemeinschaft. Der Meister sagte, sie müsse sich zwingen. Sie zwang sich, haltlos durch die Menge der Kursteilnehmer zu taumeln, um die Scheu vor Berührung zu verlieren und sich dadurch zu fühlen. Einige saßen auf dem Topf. Nach der analen Phase schrie jeder seinen Namen und bekam sein Ego. Antonia gurrte schon wieder. In der Pubertät bekam sie erst Sprache und sagte, daß Schwänze Schnäbel seien, die peckten. Der Meister winkte sie zu sich und erklärte, daß sie an diesem Punkt

weiterarbeiten solle, die Augen, Ohren und den Mund öffnen, sich dem Bild des Vogelschnabels hingeben, um ihn zu überwinden. Wenn er so dringend zu ihr wolle, könne es bedeuten, daß sie gerade seinen Schnabel am eigenen Leib spüren wolle. Antonia wollte keine Lösung, sondern eine Erklärung, aber sie nickte, weil ihr der Meister gefiel. Sie lächelte und flötete: Ich möchte eine Einzelstunde. Er sollte zeigen, wie die Hingabe am besten funktioniere.

Der Meister schloß die Augen, schwebte!, und hopste um sie herum und schmiegte sich im Stehen, im Sitzen, im Liegen an und stieß sich wieder ab. Dann schwebte Antonia um seinen Körper, tanzte und umflatterte ihn. Sie führte seine Choreographie weiter und ließ die Finger mit sanftem Druck über seinen Körper kreisen, bis sie zum Gürtel kam und ihn löste. Der Meister kratzte sie leicht im Nacken, hielt ihr Haar fest. Antonia atmete flach, nahm wahr, daß sein Kopf auf- und niederging, im Gleichtakt mit seinen Hüften, die sich an sie klebten und mitfederten. Antonia hörte sich stöhnen, froh und erleichtert, daß sie nicht gurrte. Jetzt brauchte sie keinen Erfahrungskünstler mehr, jetzt wollte sie richtige Künstler, die in geistiger Hinsicht abheben.

Im Pressebüro mußte sie Interviews für den Sänger des Papageno terminisieren, wofür er im Kostüm erschien. Antonia strich über die Federn und verabredete sich für den Abend mit ihm. Ein paar Tage darauf kam der Dirigent und wollte, daß Antonia auch seine Pressebetreuung übernehme. Er lud sie zur Orchesterprobe ein. Er trug

einen Frack, und mit heftigen Bewegungen und dem Dirigentenstab in der Hand überflog er die Noten und dirigierte nur die schwierigen Parts, in denen die Instrumente auseinanderflatterten, anstatt im Schwarm zu bleiben und miteinander zu spielen. Antonia bekam seinen Stab geschenkt und schrieb auf, welche Konzerte er vor ihr dirigiert hatte.

Antonia war schnell beliebt und erfolgreich. Sie ließ sich die Haare wachsen und besuchte einmal in der Woche den Friseur, ließ ihre blonden Locken legen und streicheln. Sie befolgte den Tip des Meisters, täglich kraftspendende Gymnastik durchzuführen, die ihre Körper- und Geisteskräfte in Einklang bringen sollte.

Jeden Morgen schraubt sie die Hände aus dem Handgelenk, stellt dabei die Zehen auf und drückt mit der Ferse in den Boden, so daß der Leib eine gespannte Sehne wird. Dann schreit sie laut und kräftigt die Lunge. Antonia schreit wie am Spieß, um ja nicht den Tauben am Turm nachzugurren. Der Schrei ist ihr Geburtsschrei. Er löst die Spannung der Nächte, in denen sie von der Taube am Fenster träumte. Sie schraubt die Hände zurück und stellt die Zehen wieder auf den Boden. Darauf wackelt sie mit dem Zeigefinger, streckt ihn aus, bis er den Arm mitzieht und die Schulterpartie, das Rückgrat und die ganze Antonia. Sie ist groß und wächst noch weiter der Sonne entgegen, säuselt wie der Wind, weil sie einen Baum darstellt, der die Sonnenstrahlen empfängt und die Blätter zittern läßt. Für diese Übungen steht sie extra früh auf und

geht erst dann ins Büro, wo ihr die Arbeit nicht über den Kopf wächst. Sie hat Ausgeglichenheit für den ganzen Tag. Allein von ihrem Zeigefinger geht Energie aus, die sich im ganzen Büro ausbreitet und es mit Kraft erfüllt, aus den geöffneten Fenstern steigt und eine Heilsverkündung für die ganze Stadt ist, die vom Theater und Tauschitz lebt. Antonia pendelt den Oberkörper hin und her und schaut zwischen den Beinen durch, atmet stoßweise, dann streckt sie sich und den Zeigefinger abermals weg, damit ihr Geist wieder zurückkommt und sich wie ein Vögelchen niederläßt, in ihren Fingern nistet und zurück in den Kopf schlüpft. Antonia sieht wie eine unbegabte Tempeltänzerin aus. Wichtig ist, daß sie sich gut vorkommt und von den anderen im Büro bewundert wird, nicht nur, weil sie die Tochter des Tauschitz ist, weil sie aus eigener Kraft etwas macht. Antonia ist alles, was sie tut, und ohne weitere Bedeutung. Sie ist kein seichtes Wasser, an dem man sich laben kann. Sie ist eine Muse, eine Fee, durchsichtig und weiß und geschmeidig im Wind, nicht eine Qualle, die im Meer herumtreibt und sich von den Wellen auf und ab schupfen läßt.

Antonia steckt Pressekarten in einen Briefumschlag. Dabei lächelt sie viereckig. Sie lächelt immer, wenn sie etwas sagt, weil sie alles, was sie sagt, umso netter findet, je öfter sie ihre Übungen gemacht hat. Sie beherrscht ihre Mundwinkel. Sie achtet darauf, daß der Mund breit und kantig wirkt.

Noch als sie den Brief ablegt, viereckt sie und selbst, als sie die Lade mit der Aufschrift *Freikarten* zuschiebt. Sie zeigt ihre Zähne, die obere und die untere Reihe. Ihre Zähne stecken groß im Zahnfleisch, das weiter heruntergewachsen ist, als es einer Muse zusteht, eine Muse hat kein Pferdemaul. Die Mitarbeiterin winkt sie zum Telefon, das französische Fernsehteam ist dran. Antonia spricht kein Französisch, sie versteht es, aber sie spricht es nicht. Die vielen Üs und Ös trichtern die Lippen, machen sie spitz, Antonia spricht lieber ein breites Englisch, sie ist kein Täubchen.

Das Telefon klingelt schon wieder.

Berg ist dran, sagt die Mitarbeiterin, reicht Antonia das Telefon. Er kreischt ihr ins Ohr. Seine Stimme ist grell, aufdringlich, fordernd wie der Jagdruf eines Bussards.

Caesar trainierte mit Schauspielstudenten auf der Theaterschule, um die Kunst des Dramas von der Pike auf zu lernen. Nur wer auf der Bühne steht, kann für die Bühne schreiben.

Die Schauspielstudenten improvisierten *Autumn leaves*. Ein kleines Theaterstück über den Laubfall. Sie hoben die Arme und bewegten die Finger wie Blätter. Sie ließen sie sinken und gingen in die Knie und legten sich auf den Boden, um den Herbst zu zeigen, das Absterben der Natur, ihren Tod und die Auferstehung im Frühling. Die Studenten der Dramatikerklasse sollten das Geschehen in Worte kleiden. Das Leben ist ein Kreislauf. Ja, sagten die Lehrer, aber ist das dramatisch genug?